

MILENA
MOSER
MÖCHTEGERN

Roman

NAGEL & KIMCHE



N&K

Nagel & Kimche eBook

Milena Moser

Möchtegern

Roman

Nagel & Kimche

Zitat S. 190: Max Frisch, *Homo faber. Ein Bericht.*

© 1977 Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

eBook ISBN 978-3-312-00455-3

© 2010 Nagel & Kimche

im Carl Hanser Verlag München

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann

Datenkonvertierung eBook:

Kreutzfeldt digital, Hamburg

Dieses Buch widme ich meinem Vater, Paul Pörtner,
Erfinder des Mitspieltheaters - Friede seiner Seele.

Und meiner Schreibgruppe vom Dienstagabend.

Wir wollen alle dasselbe

Sie wollten alle dasselbe. Sie wollten ein Buch schreiben. Nicht irgendein Buch – sondern den großen Schweizer Roman.

Sie wollten so schreiben, dass jedes Wort zählte. Jedes Wort eine Faust in den Magen. Eine Fessel ums Herz. Wort für Wort, Satz für Satz: Geschichten, die mit angehaltenem Atem gelesen würden, nachts unter der Bettdecke, in Straßenbahnen, Wartezimmern, Cafés. Sie wollten Bücher schreiben, die nicht aus der Hand gelegt und nicht ausgeliehen würden. Bücher, die Leben veränderten.

Sie wollten, dass ihre Leser mit der Straßenbahn im Kreis fahren, bis das Kapitel zu Ende war. Dass sie statt an ihren Arbeitsplatz in einen Park gingen, sich auf eine Bank setzten und lasen, bis es dunkel wurde. Dass sie ihre Seite mit dem Daumen markierten, aufschauten und ihre Ehe beendeten, bevor sie weiterlasen. Dass sie am Morgen nach einer durchlesenen Nacht zu ihren Eltern sagten: «Ich geh nicht mehr zur Schule. Könnt ihr vergessen. Ich werde Schriftsteller.»

Mit einer Entschiedenheit, wie sie selber es getan hatten. In Gedanken zumindest. Sie wollten Bücher schreiben, die geliebt wurden, so wie sie geliebt werden wollten. Sie wollten berühmt werden, mehr noch: Sie wollten unsterblich sein. Sie wollten Schriftsteller sein.

Iris Hasenfratz wusste es, seit sie achtzehn war. Seit ihr Vater gestorben war und ihr nichts als Bücher hinterlassen

hatte. Seit ihr erster großer Lebensplan eingebrochen und sofort der zweite an seine Stelle getreten war. Plan B: Sie würde selber schreiben. Sie würde ihren Vater zurück ins Leben schreiben. So einfach würde er nicht davonkommen. Iris Hasenfratz war unterdessen vierunddreißig Jahre alt. Sie schrieb jeden Tag. Sie arbeitete an ihrem Plan, verfeinerte und überarbeitete ihn. Tausende von Seiten hatte sie auf diese Art zusammengetragen, was natürlich nicht dasselbe war, wie einen Roman von tausend Seiten zu schreiben. Doch das beunruhigte sie nicht. Sie würde ihr Ziel auf anderem Weg erreichen. Sie würde nicht noch einmal achtzehn Jahre warten. Diese Grenze hatte sie sich gesetzt: zweimal achtzehn, sechsunddreißig. Mit sechsunddreißig musste sie es geschafft haben. Irgendwann wollte Iris auch anfangen zu leben.

Sie wollten alle dasselbe. Dasselbe wie Iris Hasenfratz, die mit schnellen Schritten über den Platz ging. Große Schritte, lange Beine, hinter ihr flatterte der Gürtel ihres Regenmantels. Ihr ganzes Leben presste sie an die Brust, das Neoprenetui mit ihrem Laptop, mit ihren Plänen, ihren Strategien, ihren Plotlinien, ihren Lebenslinien. Sie ließ die Tram Nummer fünf vorbeifahren, die voller Studenten war, unter ihnen mindestens zehn, die dasselbe wollten wie sie.

Zum Beispiel Melanie Grossmann. Achtundzwanzig Jahre alt, sechs Semester Germanistik, ein Workshop mit Robert McKee, ein selbstauferlegtes Schreibpensum von zwei Stunden pro Tag. Schreiben will geübt sein, wie alles

andere auch. Das sagte jedenfalls Sol Stein, und der musste es ja wissen. Melanie hatte sein Schreibprogramm durchgearbeitet, *Fiction Master* eins und zwei. Früher oder später würde ihr Fleiß belohnt werden. Sie hatte auch schon den einen oder anderen kurzen Text veröffentlicht, zwar nur in Gratiszeitungen und auch dort nur in den Onlineausgaben, aber es war ein Anfang. Melanie hatte nach den Vorgaben, die sie in ihren Kursen gelernt hatte, bereits drei Konzepte ausgearbeitet, fertige Plotlinien, die sie nur noch ausfüllen musste. Doch bevor sie sich an diese zeitraubende Arbeit machte, wollte sie finanziell abgesichert sein. Anders gesagt, sie wollte einen Verlagsvertrag. Einen Drei-Buch-Vertrag am liebsten, mit dem entsprechenden Vorschuss. Bisher war sie mit diesem Anliegen aber gegen eine Wand gerannt. Niemand hatte auch nur den Empfang ihrer Konzepte bestätigt.

Mein Kampf, dachte sie trotzig. Dass sie die Schule abgeschlossen, dass sie studiert hatte. Dass ihre Professoren sie überhaupt wahrnahmen, dass sie diese mickrigen Auftragsgeschichten hatte veröffentlichen können: ein einziger Kampf.

Melanie Grossmann sah sich in der Fensterscheibe von Starbucks gespiegelt. Selbst ihre nicht besonders anziehende, irgendwie quadratische Gestalt, ihre helle Haut mit den kaum noch sichtbaren Aknenarben, ihre dünnen Haare, die im Licht rötlichbraun glänzten: das Ergebnis jahrelanger Anstrengungen. So viel Arbeit, so wenig Erfolg.

Irgendwann musste sich das alles auszahlen. Irgendwann musste das Pendel zurückschwingen, irgendwann musste sie an der Reihe sein. Wenn sie nicht daran glaubte, wer dann?

Melanie Grossmann wartete vor dem Schaufenster von Starbucks, bis ein Platz an der Theke frei wurde, und belegte diesen dann wieselflink mit ihren Taschen, Jacken, Schals und Büchern. Sie holte sich einen Bagel mit Räucherlachs und einen großen Frappuccino, schließlich hatte sie heute noch nichts gegessen. Sie klappte ihren Laptop auf und startete das *Fiction-Master*-Programm, das sie schon mehrmals durchgearbeitet hatte. Nach jedem Kapitel würde sie sich einen Bissen gönnen, einen Schluck.

Ob man ihr ansah, was sie wollte? Sie hob den Kopf und schaute sich im Lokal um. Alle schrieben. Sie wollten alle dasselbe. Der Mächtgern mit dem ledergebundenen Notizbuch. Der sich wohl für Hemingway hielt.

Das war Manuel Bernasconi. Er trank seinen Kaffee schwarz, dafür musste man nicht zu Starbucks gehen. Er wartete auf eine junge Frau, die er im Internet kennengelernt hatte, jedenfalls hoffte er, dass es eine Frau war. Und dass sie wenigstens ansatzweise ihren Beschreibungen von sich selbst entsprach. Manuel seinerseits hatte sich als Schriftsteller ausgegeben. Dabei wusste er gar nicht, wie ein Schriftsteller aussah. Was er dachte. Schriftsteller wollen schreiben, vermutete Manuel. Doch genau das wollte er nicht. Manuel wollte geschrieben

haben. Er wollte sagen können: «Ich habe ein Buch geschrieben.» – «Mein Buch.» – «Mein Roman.»

«Genug von mir», sagt der Schriftsteller, «reden wir von Ihnen: Haben Sie mein Buch gelesen?»

Nur eins, das wäre ihm genug. Wenn er es nur nicht schreiben musste. Er nahm den Stift in die Hand und seine Finger öffneten sich wieder, als würden sie sich sträuben. Der Stift fiel zu Boden. Er schaltete den Computer ein, drückte ein paar Tasten, und eine Reihe Patiencekarten erschien auf seinem Bildschirm. Spiel Nummer 14761. Gewonnene Spiele: 7820. Nur noch eins, dachte er, nur noch einmal gewinnen, und dann ist der Tag auch schon wieder zu Ende.

Trotzdem gab er seine Pose nicht auf. Er trug ein ledergebundenes Notizbuch mit sich herum und einen teuren Füllfederhalter. Wenn er in einem Café saß und auf jemanden wartete, nahm er beides hervor, löste das Lederband, das die Seiten des Buches zusammenhielt, schraubte den Füller auf, bekleckerte seine Finger mit Tinte, trank einen Schluck Kaffee, und wenn seine Verabredung endlich eintraf, warf sie meist nur einen Blick auf das Buch, den Füller, seine tintenfleckigen Finger und fragte:

«Stör ich dich? Schreibst du gerade?»

Nur schon der Ton. Der Ton, in dem das gefragt wurde! Das war es, was Manuel wollte.

Er nickte bedeutungsvoll und wickelte das Band um das Buch, bevor sie sehen konnte, dass die Seiten

unbeschrieben waren. Meist reichte das – dass er sein imaginäres Schreiben unterbrach, um sich seinem Gegenüber zuzuwenden. Das Schreiben verlieh allem, selbst dem Kaffeetrinken mit einer Internetbekanntschaft, Bedeutung. Die Wirkung hielt so lange an, wie die Illusion vom Schreiben andauerte.

Als Kind hatte er es gekonnt, auch als Jugendlicher. Nachmittage, Nächte, allein in seinem Zimmer, weggesperrt wie ein Kranker mit seinen Geschichten. Musste man ein Außenseiter sein, um schreiben zu können? Er wollte nicht allein sein. Er war lange genug allein gewesen. Er in seinem Zimmer, draußen die Stimmen der anderen, Rufen, Lachen, manchmal das Planschen aus einem nahen Pool. Er allein mit seinen Geschichten. Als ob er sich dorthin, zu den anderen schreiben könnte. Sie hatten ihn schließlich aufgenommen. Nicht wegen seiner Geschichten. Seine Familie war umgezogen, ganz einfach, während der Sommerferien, er hatte in einer neuen Klasse neu anfangen können. War über jenen Sommer fünfzehn Zentimeter gewachsen, so dass sein Fleisch sich verteilen konnte, so dass er nicht mehr der Dicke war. So einfach war das. *Safety in numbers*, dachte er und das war doch einmal ein Satz, den er aufschreiben konnte, ohne dass ihm der Füller aus der Hand fiel.

Sie wollen alle dasselbe, dachte Anita Hubli-Giezendanner. Sie wollen alle dasselbe wie ich. Sie hatte noch nie ein Starbucks betreten, noch nie sieben Franken

für einen Teebeutel und einen Pappbecher mit heißem Wasser bezahlt. Sie war auf dem Weg zu den Warenhäusern in der Innenstadt, in denen Frauen wie sie nach den genau richtigen Tischdecken für den Osterbrunch suchten.

Was für ein Klischee! *Hausfrauenliteratur*. Sie hatte das Prädikat wohl verdient. Doch jetzt saß sie hier, mit ihrem Tee, mit ihrem Notizbuch, inmitten der anderen, die sie durchs Fenster gesehen hatte, zufällig hatte sie von der anderen Straßenseite hinübergeschaut und sie da sitzen sehen, all die schreibenden Menschen, die alle dasselbe wollten, was sie wollte.

Seit ihre Lehrerin in der vierten Klasse ihre Aufsätze gelobt hatte. «In dir steckt eine Schriftstellerin», hatte sie gesagt, wortwörtlich, das musste doch etwas bedeuten.

Auch wenn ihr Deutschlehrer in der Sekundarschule dann ganz anderer Meinung war. «Am Thema vorbei», kritzelte er regelmäßig unter ihre Texte, einmal sogar: «Zu viel Phantasie!»

Schließlich hatte sie eine Bürolehre gemacht. Geheiratet, Kinder bekommen. Irgendwann hatte sie wieder angefangen zu schreiben. Nach der Geburt ihrer Tochter hatte sie ein Babytagebuch begonnen, das bald zu einem endlosen Schleifentext über ihr Leben wurde. Den sie ihrer Tochter nie zeigen würde. Niemals.

Nicht dass es Caroline interessieren würde, was sie schrieb.

Anita hatte ihren ganzen Mut zusammengenommen und sich zu einem Kurs angemeldet, *Literarisches Schreiben 1*.

Sie hatte einen Text eingeschickt. Sie war abgelehnt worden. *Hausfrauenliteratur*.

Ihre Tochter hatte sie dann am Küchentisch gefunden, mit verheultem Gesicht und dem Brief in der Hand. Auf dem Herd angebrannte Ravioli, daneben die geöffnete Konservendose.

Ravioli! Aus der Dose! Das hatte es noch nie gegeben.

«Lasst ihr euch jetzt scheiden?», hatte Caroline gefragt.

Ihr Ton war eher aufgeregt als besorgt gewesen, eine Scheidung würde ihre Familie vielleicht aus dem unerträglichen Mittelmaß herausreißen, in dem sie träge dümpelte, eine Familie mittlerer Größe mit mittlerem Einkommen in der Mitte der Schweiz. Kein Patchwork bei Hublis. Das angehängte Giezendanner, auf dem die Mutter bestand, konnte auch nicht als Akt der Auflehnung verstanden werden. Die meisten Frauen schrieben sich so, mit Bindestrich. Wie sonst sollten sie auf den ersten Blick als verheiratet erkannt werden?

Anita hatte den hoffnungsvollen Ton der Frage nicht gehört. Sie hatte sich aufgerichtet, die Nase geschneuzt, die Pfanne vom Herd gerissen. Was tat sie da eigentlich? Sie setzte das Wohl ihrer Kinder aufs Spiel und wofür? Für Hausfrauenliteratur? Florian und Fabian würden gleich hereingetrampelt kommen, sie waren bestimmt hungrig, sie hatten Anspruch auf ein richtiges Mittagessen, auf eine Mahlzeit, die diesen Namen verdiente.

Zum Glück hatte Anita genau das im Tiefkühler. Vorgekocht und abgepackt und sauber etikettiert. Für den

Fall, dass sie einmal nicht zum Kochen kam. Wenn sie einen Kurs besuchte, zum Beispiel.

«Hilf mir», sagte sie zu ihrer Tochter. «Schnell. Deck schon mal den Tisch!»

«Erst, wenn du mir sagst, was los ist!»

Und seither, jedes Mal, wenn sie ihre Mutter mit einem Stift in der Hand erwischte: «Na, Mami, schreibst du wieder deine ...»

Sie sollte sie jetzt sehen! Wie sie hier saß und schrieb, wie alle anderen. Niemand sah sie schräg an, niemand dachte, was macht die denn hier, was bildet sie sich ein, diese Hausfrau, glaubt sie etwa, sie könne schreiben?

Anita hob den Kopf. Vor dem Fenster ging eine junge Frau vorbei. Sie war groß und machte lange Schritte. Ihr Mantel öffnete sich und zeigte kräftige Beine unter einem kurzen Rock. Ihr Haar war kurz und blitzte im fahlen Licht wie ein platinfarbener Helm, eine metallene Schutzhaube mit stacheligen Antennenspitzen. Sie hielt ihre Tasche mit beiden Armen fest an die Brust gedrückt, wie Anita früher ihre Kinder gehalten hatte, aus Angst, sie könnte sie fallen lassen. Die junge Frau schaute nicht in das Café hinein, sie ging an ihnen vorbei, als wüsste sie genau, dass sie alle aufschauen und ihr nachstarren würden.

Eine Frau, die wusste, wohin sie ging. Eine Frau, die es so eilig hatte, dass sie nicht einmal ihren Mantel richtig geschlossen hatte. Der Gürtel würde sich gleich lösen und auf den Boden fallen, und sie würde es nicht einmal merken.

In vierzig Geschichten würde sie heute vorkommen, diese Frau. Sie schauten auf und sie schauten ihr nach. Sie wollten alle dasselbe.

SelberSchreiben 1: Erfinden Sie eine Figur.
Setzen Sie sie zu den anderen ins Café. Was will Ihre
Figur?

Ich konnte nicht schlafen

Ich konnte nicht schlafen. So hatte alles angefangen.

Ich führe alles, was später passiert ist, darauf zurück, auf diese erste schlaflose Nacht. Die erste Nacht, in der ich unfreiwillig wach lag. In der ich schlafen wollte und nicht konnte.

Ich lag wach. Der Himmel veränderte sich vor meinem Fenster, nachdem er sehr lange sehr dunkel gewesen war. Die Dämmerung kam erst, als ich sie schon aufgegeben hatte. Ich hatte nicht gewusst, wie lang so eine Nacht ist. Am nächsten Morgen war ich nicht mehr ich selbst.

Ich lebe allein. Kein Mann, der neben mir schnarcht. Keine Katze, die mit weichen Pfoten über mein Gesicht tappt. Niemand, der mir die Decke wegzieht, niemand, der mich tritt.

Es war immer meine Entscheidung gewesen, nicht zu schlafen. Lieber zu lesen, zu schreiben, spazieren zu gehen. Zu trinken, zu küssen, fernzusehen, was man halt macht mitten in der Nacht. An einem offenen Hotelzimmerfenster stehen, die Arme auf das Fensterbrett gestützt, unten die fremden Straßen. Menschen, die man nicht kennt, die aus Lokalen kommen, reden, rauchen, Motorräder anlassen, lachen.

Nicht das. Nicht auf dem Rücken liegen und ins Dunkle starren, bis es nicht mehr dunkel ist.

Ich legte mich ins Bett, vielleicht ein wenig später als sonst, neben mir auf dem Fußboden ein Glas Rotwein. Am

nächsten Morgen würde ich es ausschütten, mitsamt den Insekten, die über Nacht darin ertrunken waren. Im Bett, unter den Decken, diverse Bücher, alle angelesen, alle genau da, wo sie mir letztes Mal aus der Hand gefallen waren, wenn ich lesend eingeschlafen war. Ich trug ein T-Shirt von Jenny Holzer, auf dem *I too have sinned* stand, die Buchstaben waren fast nicht mehr zu erkennen, so oft hatte ich es schon gewaschen, es reichte mir fast bis zu den Knien, ich hatte es nicht für mich gekauft.

Lange her.

Ich legte mich ins Bett, und vor dem Fenster war nichts. Schwarze Nacht. Kein Mond. Eine kühle Luft, das Fenster gekippt, keine Vorhänge, ich konnte das Dorf sehen.

Mein Vater hatte das Haus gebaut. Es war das erste seiner Art gewesen, ein Würfel aus Beton, zuoberst am Hang, eine Fensterfront zum Dorf hin, das wie auf einer Kinoleinwand vor uns lag. Erst wurde dagegen protestiert, dann wurde es nachgebaut. Das *Mein Haus* wurde das Markenzeichen meines Vaters, der tatsächlich so hieß, Manfred Mein.

Mein Haus war mein Vater. Mein Haus war sein Vermächtnis. Als er noch lebte, durften nur ganz bestimmte Möbel in den kargen Räumen stehen. Die Wände, die Fußböden aus rohem Beton mussten unbehandelt bleiben, unbemalt. Bilder waren nur von bestimmten Vertretern der konkreten Kunst erlaubt und vor allem: keine Teppiche. Er zerstritt sich regelmäßig mit seinen Kunden; wenn jemand eine Zwischenwand verlangte oder gar eine

Holzverkleidung, warf er den Auftrag hin, gab das Geld zurück, stampfte wutschnaubend von der Baustelle und ließ die Besitzer händeringend zurück.

Als Kind hat mich das gewundert: Dass die Leute ihn teuer dafür bezahlten, sich von ihm beschimpfen zu lassen. Seine Wutanfälle waren legendär. «Sie Hausfrau!» war seine schlimmste Beleidigung, die er besonders gern Männern zukommen ließ. «Sie niedrige Hausfrau!»

Nach dem Tod meines Vaters zog ich in die Schweiz zurück, in Mein Haus. Ich hatte eine Weile in Südfrankreich gelebt, brachte getrocknete Lavendelzweige mit, farbenfrohe Töpfereien, mit Olivenblättern bedruckte Tischtücher und Servietten. Das Haus hat mit mir eine italienische, eine mexikanische, eine kalifornische Phase durchgemacht. Ich habe Teppiche ausgerollt, Plastikblumengirlanden an die Wände gehängt, hauchdünne mexikanische Scherenschnitte, Barbiepuppen, Kitsch überall. Nimm das!, dachte ich immer noch, wenn ich ein buntes Badetuch mit einem brüllenden Stier darauf an der Wand befestigte, eine blinkende Madonna, eine Lichterkette aus Plastikblumen. Na, was sagst du dazu?

Nichts. Das war es ja.

Meine Knochen zogen sich zusammen. Meine Gelenke gähnten. Ein äußerst unangenehmes Gefühl. Als verliefen Fäden unter meiner Haut, und jemand zupfte daran, unkonzentriert, nachlässig, fies. Gerade, wenn ich dachte, er hätte mich vergessen, ruckelte es wieder.

Dann plötzlich unerträgliche Hitze, die von der Brust über die Arme und ins Gesicht kroch. Ich warf die Decke weg, panisch. Ich glühte. Mein T-Shirt war nass. Ich sterbe, dachte ich.

Und dann fiel mir dieser Witz ein. Ein Mann zum anderen: «Du, meine Frau ist sterbenskrank, sie macht es nicht mehr lange, und weißt du, was das Schlimmste ist? Sie will kremiert werden!» – «Was sagst du denn da, ich hab sie doch gestern noch gesehen, sie wirkte ganz fidel!» – «Ja, eben! Und dann lag sie die ganze Nacht wach und warf sich hin und her wie im Fieber, sie glühte richtig, sie war schweißnass, und dazu murmelte sie die ganze Zeit unverständliches Zeug vom Krematorium ...»

Das Klimakterium.

Das war es.

Die Hitze zog sich zurück. Ich schälte mich aus dem nassen T-Shirt, suchte mir ein kühles, trockenes Stück Bett, lag flach auf dem Rücken, nackt, die Hände auf dem Bauch gefaltet, beinahe andächtig.

Es ist so weit.

Es passiert.

Es geht los, dachte ich. Es passiert.

Ich wartete. Würde noch ein Schub kommen? Ich schaute auf den Wecker. Mitternacht vorbei. Auf dem Nachttisch brannte die Lampe, das Glas Wein stand unberührt da. Ich fischte ein Buch aus den jetzt klammen Bettdecken. Halb eins. Um eins fand ich es schon weniger ergreifend und um halb zwei war ich nur noch genervt. Zwei T-Shirts lagen

bereits neben dem Bett, durchgeschwitzt. Mein Körper fühlte sich an wie das Experiment eines nicht ganz zurechnungsfähigen Wissenschaftlers.

Halb drei. Halb vier. Ich würde sterben. Das war es. Darauf lief es hinaus. Wechseljahre, Ende der Fruchtbarkeit, Beginn des Alters, erster Schritt zum Grab. Ich würde sterben. Daher die Stromstöße. Um mich daran zu erinnern, dass ich noch am Leben war. *Noch* war hier das entscheidende Wort. Halb fünf. Ich war allein auf der Welt. Alle anderen schliefen. In keinem Haus brannte mehr Licht. Ich konnte von meinem Schlafzimmer aus auf das Dorf hinabsehen. Es lag im Dunkeln. Ganz im Dunkeln.

Alle schlafen. Nur ich nicht.

Ich passe auf, dachte ich. Ich passe auf, dass nichts passiert.

Fünf nach halb fünf. Ich musste die Bettwäsche wechseln, die so nass war, als hätte ich sie gewaschen. In meinem Schweiß.

Meine Mutter hatte keine Menopause gehabt. Sie war vorher gestorben. Meine Mutter war nie so alt gewesen, wie ich es jetzt war.

Ich versuchte zu lesen. Die Drähte unter meiner Haut waren elektrisch aufgeladen. Sie surrten, zurrten, zuckten.

Mein ganzer Körper summt. Die Zeitanzeige auf dem Wecker rückte vor. Halb sechs. Vor dem Fenster wurde die Nacht erst noch schwärzer, dann heller, dann war sie weg.

Sechs Uhr. Ich konnte aufstehen.

SelberSchreiben 2: Beschreiben Sie eine schlaflose Nacht.

Keine Ahnung

«Ach du», sagte Simone. «Du hast doch keine Ahnung!»

Das sagte sie immer. Und sie hatte wohl recht damit. Ich führte kein normales Leben. Ich hatte keine Ahnung. Ich wusste nicht, was es hieß, nach einer schlaflosen Nacht funktionieren zu müssen. Aufzustehen, Frühstück zu machen, mich um eine Familie zu kümmern, frisch geföhnt und geschminkt zur Arbeit zu fahren und nicht zu spät zu kommen.

Statt in meinen ältesten und bequemsten Jeans und einem ausgeleierte Schlafshirt auf dem Sofa zu lümmeln, eine Tasse Kaffee in der Hand, die jemand anderes für mich gemacht hatte. In diesem Fall Simone.

Sie hatte sich auf der Corbusier-Liege mit dem abgeschabten Kuhfell ausgestreckt, ihre Schuhe ausgezogen, die hautfarbenen Nylonstrumpfhosen pressten ihre Zehen zusammen, ihr Hallux trat hervor. Sie trug ein tailliertes Kostüm über einem T-Shirt mit glitzerndem Totenkopf. Ihre Haare glänzten in präzisen Stufen, die wie Puzzleteile ineinanderfielen. Jedes Haar auf seinem Platz. Unwillkürlich fasste ich mir in die eigenen wilden, grauen Locken. Simone war geschminkt, elegant, makellos. Sie hatte alles, was ich nicht hatte: einen Ehemann (genau genommen schon den dritten) und drei Kinder. Verpflichtungen, Freunde, Vereine, Schulferien, Jahrespläne, Ferienwohnungen.

Unsere Leben konnten nicht unterschiedlicher sein. Hätten wir uns jetzt erst kennengelernt, könnten wir nichts miteinander anfangen. Wir würden uns nicht einmal mögen.

Aber wir kannten uns, seit wir fünf Jahre alt waren, seit dem ersten Kindergartenjahr bei Fräulein Stutz. Wir wussten noch alles. Wir sahen direkt durch das, was wir heute sind, hindurch auf das, was wir einmal waren.

«Na, hast du schon eine Freundin gefunden?», hatte meine Mutter nach dem ersten Tag oder vielleicht auch erst nach einer Woche gefragt.

«Ja», sagte ich, «Simone.»

«Und, spielt ihr auch schön zusammen?»

Ich schüttelte den Kopf.

«Nein? Aber du magst sie? Du hast dich schon mit ihr unterhalten?»

«Ja. Ich hab zu ihr gesagt: <Simone>, hab ich gesagt.»

Ich war schüchtern. Ein Einzelkind. Simone nicht. Irgendwann nahm sie mich an der Hand und zog mich in die Puppenecke, die unter einem Hochbett eingerichtet war, auf dem die größeren Kinder Ritterburg spielen durften. Darunter, mit bunten Tüchern verhängt, die Puppenecke, eine kleine Nachbildung der Welt, wie wir sie kannten. Vater, Mutter, Kind. Betten, Kleider, Puppenherd.

Simone zeigte mir, wie man mit Puppen spielte. Ich hatte zu Hause keine. Mein Vater erlaubte es nicht: Puppen beleidigten sein Auge. Ich hatte Bauhausklötze und Faberstifte.

Simone kommandierte mich hierhin und dorthin, schickte mich Wasser in die kleinen Plastikflaschen füllen und Puppenkleider in Köfferchen falten, während sie die Puppen in ihren Armen wiegte und leise auf sie einredete.

Damals wie heute sagte sie mir, was ich zu tun hatte. Damals wie heute stimmte ich zwar zu, tat dann aber doch das, was ich eigentlich wollte. Schon in der Puppenstube im Kindergarten setzte ich die Puppen in ordentlichen Reihen hin und erzählte ihnen Geschichten. Statt sie anzuziehen und zu frisieren und wieder umzuziehen. Schon damals sagte Simone, ich sei nicht ganz normal.

Wenn wir zusammen waren, waren wir gleichzeitig fünf und fast fünfzig Jahre alt. Und alle Alter dazwischen.

«Simone, es hat angefangen!», hatte ich sie an diesem Morgen begrüßt. Aufgeregt wie ein Kind.

Sie schob mich aus dem Weg. Ging in die Küche voraus und warf die Kaffeemaschine an. Die Kaffeemaschine hieß *Simpatico*, weil sie ein lachendes Clowngesicht hatte, mit einem breiten, roten Mund und augenzwinkernden Ein-/Aus-Tasten, aber sie war gar nicht *simpatico*, sondern eine Diva, eine spuckende, hustende, launische Diva, die ich jeden Morgen von neuem um den ersten Kaffee anflehen musste.

Simone trank eigentlich keinen Kaffee mehr. Sie lebte meistens sehr gesund. Es war ein schlechtes Zeichen, wenn sie ihre guten Vorsätze brach.

«Was hat angefangen?», fragte sie grob.

«Die Dings!», rief ich. «Die Menopause! Wechseljahre, Klimakterium, Abänderung. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Keine Minute! Mein Körper war wie ein Atomkraftwerk. Unglaubliche Energien, sag ich dir. Heiß und kalt. Vier T-Shirts durchgeschwitzt und zwei Leintücher. Ich muss alles aufschreiben. Jetzt gleich.»

«Bitte!» Simone wandte sich ab. «Nicht vor dem Frühstück, das ist ja widerlich! Und spiel dich nicht so auf! Man könnte meinen, du seist auch noch stolz darauf.»

Auf eine seltsame Art war ich das. Obwohl es natürlich keinen Grund dafür gab. Es war schließlich nicht mein Verdienst, dass mein Körper sich veränderte. Sich meiner Kontrolle entzog.

Ich war zwölf, stand in der Dusche, seifte mich ein, und plötzlich war da etwas, das vorher nicht da gewesen war. Etwas Knubbliges, Knorpeliges.

Ein Knoten! Ohne das Wasser abzdrehen, rannte ich aus der Dusche, klatschnass ins Elternschlafzimmer, meine Haare tropften, mein Gesicht war voller Tränen. Meine Mutter hatte gerade das Bett gemacht, als ich nackt und tropfnass hereinstürzte und mich an sie heranwarf, ihre Mitte umklammerte, zusammen fielen wir auf das frischgemachte Bett.

«Mimosa, also wirklich!»

«Mama», weinte ich, «Mama, hilf mir, ich muss sterben!»

«Was erzählst du denn da!»

Sie hielt mich eine Armlänge von sich weg, schüttelte den Kopf. Dann nahm sie einen Zipfel der Überdecke, die aus

kratziger Wolle gewoben war, und fuhr mir damit über das Gesicht.

«Mama, ich habe Krebs!»

Brust, Knoten, Krebs. So war es schließlich bei meiner Mutter auch gewesen. Ich erinnerte mich nur ungenau daran, ich war noch klein gewesen. Die Krankheit galt als besiegt, es wurde nicht darüber gesprochen.

Es war natürlich kein Krebs. Es waren meine Brüste. Die ersten Anzeichen meiner Brüste. Meine Mutter versuchte sich ein Lachen zu verkneifen, aber ich konnte es in ihren Mundwinkeln sehen.

Nachdem ich den Schrecken überwunden hatte, stieg dieses selbe feierliche Gefühl in mir auf wie jetzt. Etwas passierte mit mir, ohne dass ich Einfluss darauf nehmen konnte. Immer wieder musste ich hinfassen, den Knubbel berühren, nachfühlen, ob er schon größer geworden war.

«Nimm deine Pfoten weg! Was glaubst du, wo du bist!», fuhr mich mein Vater schließlich am Mittagstisch an, und meine Mutter zuckte zusammen.

«Manfred, ich bitte dich!»

«Ist doch wahr! Überhaupt, dass ich ihr so etwas sagen muss! Ist das nicht Frauensache?»

Wenig später war meine Mutter wieder im Krankenhaus. Diesmal kam sie nicht mehr nach Hause. Sie war tot, und es gab keine Frauensache mehr. Was immer es zu sagen gab, sagte er. Meistens sagte er nichts.

Immer noch fasste ich automatisch mit meiner rechten Hand an meine linke Brust und kniff sie, nur um

sicherzugehen, dass sie noch da war. In meinem Alter war das nicht selbstverständlich. Wie ich wohl wusste.

«Man sagt, die Menopause sei die zweite Pubertät, Simone!» Das hatte ich zwischen sechs und sieben Uhr morgens gegoogelt. «Das passt genau, wenn du darüber nachdenkst!»

«Ach, werd du erst mal erwachsen!»

Ich ließ mich nicht beirren. «Aber genau so fühle ich mich. Genau so wie damals, als es anfang, die körperlichen Veränderungen, die hormonellen Schübe – erinnerst du dich denn nicht daran? Dieselbe Vorfreude, gemischt mit Angst, mit dem Wissen, dass es nicht aufzuhalten ist. Darüber sollte ich schreiben, meinst du nicht?»

«Du spinnst doch!» Simone wandte sich wieder meiner Kaffeemaschine zu und machte sich konzentriert an die Zubereitung eines kunstvoll geschichteten Latte macchiato.

Milch. Normalerweise auch nicht auf ihrer Liste. Ganz schlechtes Zeichen.

«So sehr ich es begrüßen würde, wenn du *irgendetwas* schreiben würdest ...»

«Hey, das ist nicht fair! Ich schreibe immer!»

«Okay, dann eben *veröffentlichen* würdest – Mimosa, du kannst doch deinen Lesern jetzt nicht mit den Wechseljahren kommen! Herrgott, du giltst – frag mich nicht, warum – als Meisterin der erotischen Literatur – schon vergessen? Abänderung – nicht sexy, verstehst du? Willst du dir selber den Geldhahn zudrehen oder was? Und mir gleich mit?»

Es war ein Missverständnis. Das mit der erotischen Literatur. Dafür konnte ich nichts. Dass meine Figuren meist nackt waren. Was sollte ich auch ihre Kleider beschreiben? Meine letzte Veröffentlichung, *Road Kill*, lag mehr als zehn Jahre zurück. Darin ging es um eine Frau, die nachts auf einer verlassenen Landstraße einen Mann angefahren hatte. Sie nahm ihn mit nach Hause und verfügte über ihn. Als er zu fliehen versuchte, jagte sie ihn mit ihrem schweren Wagen über Land und fuhr ihn schließlich um. Erotisch? Ich weiß nicht.

Seither hatte ich nichts mehr veröffentlicht. Aber nicht, weil ich mich missverstanden fühlte. Ich schrieb immer. Nur nie etwas zu Ende.

Trotzdem lebte ich ganz gut von den Übersetzungen, Verfilmungen und Nachauflagen, gut genug jedenfalls, um Simone dafür zu bezahlen, dass sie meine Post sortierte, Anfragen beantwortete, Verträge durchlas und meine sporadischen öffentlichen Auftritte organisierte.

Jetzt lag Simone auf der Chaiselongue ausgestreckt, ihr perfekter Milchkaffee stand unberührt neben ihr. «Außerdem kannst du noch gar nicht in den Wechseljahren sein», sagte sie. «Dafür bist du weiß Gott noch zu jung!»

Ich war genauso alt wie Simone.

«Merkst du denn noch gar nichts?»

«Ich? Jetzt hör aber auf. Ich überleg mir gerade, ob ich noch ein viertes Kind haben will!»

«Ein viertes Kind? Warum denn das?»

«Warum denn nicht? Möglich wäre es – meine Hormonproduktion läuft jedenfalls noch auf Hochtouren, danke der Nachfrage!»

«Super», sagte ich. Gewisse Dinge änderten sich auch nach über vierzig Jahren nicht. Wie Freundinnen miteinander redeten.

«Ich hätte so gern noch einmal ein Baby.» Simone hob ihr Kaffeeglas hoch und stellte es wieder hin. «Teenager sind doch irgendwie anstrengend.»

«Kennen keine Dankbarkeit!» Frau Czerny stand vor uns. Sie trug Abwaschhandschuhe aus gelbem Gummi und hielt mein volles Weinglas mit abgespreiztem Finger. Hielt es am ausgestreckten Arm von sich weg, als enthalte es eine giftige Substanz. Sie stellte es auf dem Couchtisch ab und ließ sich in den anderen Ledersessel plumpsen. Es war nicht ganz klar, ob sie mit der Dankbarkeit die Jugendlichen meinte. Oder mich.

«Frau Czerny. Soll ich Ihnen einen Kaffee machen?»

Ich stand auf, trug das Glas in die Küche und schüttete es aus, wie ich es jeden Morgen tat. Normalerweise, bevor Frau Czerny kam.

«So eine Verschwendung! Der schöne Wein!», rief Frau Czerny hinter mir her. «Meinen Kaffee mit ganz wenig Milch bitte, nur ein bisschen Schaum obendrauf!»

Als ich mit ihrem Kaffee und meinem vierten Espresso zurückkam, hatte Frau Czerny ihre Schuhe ausgezogen und sich auf dem Corbusier-Sessel meines Vaters im Lotossitz verknotet. Sie unterhielt sich angeregt mit Simone.